

Auf Spurensuche

Ins Istanbul der 1930er-Jahre führt der neue Roman von Matthias Göriz. Er verknüpft geschickt Vergangenheit und Gegenwart, Fiktion und Realität. Im Mittelpunkt steht dabei eine Familiengeschichte.

VON GABRIELE WEINGARTNER

„Die Sprache der Sonne“ heißt der neue Roman von Matthias Göriz. Der preisgekrönte Lyriker, Übersetzer, Theaterautor und Professor an der Washington University in St. Louis hat die Handlung seines Buches, das auch auf wahre Biografien zurückgreift, fast gänzlich nach Istanbul verlegt. Im Mittelpunkt steht die junge US-Amerikanerin Lee, die auf der Suche nach der Vergangenheit ihrer Großmutter Helene ist. Diese rettete sich in den 1930er-Jahren als Jüdin vor der Verfolgung des NS-Regimes in die Türkei.

Kemal Atatürk, der Begründer der Republik Türkei und von 1923 bis 1938 erster Präsident des nach dem Ersten Weltkrieg aus dem Osmanischen Reich hervorgegangenen säkulareren Staats, hatte ihr dies ermöglicht. Als sich nach der Nürnberger Rassegesetzegebung 1935 Juden immer mehr bedroht fühlten, bot Atatürk ihnen großzügig Asyl an. Vor allem Intellektuelle, die ihm bei seiner Hochschullehre halfen, lud er ein: Ingenieure, Ärzte, Juristen, Geisteswissenschaftler und Oppositionelle. Leo Spitzer, Paul Hindemith, Ernst Reuter.

Helene Bischoff – eine fiktive Figur – wird im Buch Assistentin von Erich Auerbach, dem Romanisten und Erfinder der Komparatistik, der nach der Machtgreifung seinen Lehrstuhl in Marburg verlor. In der Türkei – abgeschnitten von guten Bibliotheken und jeglicher akademischen Debatte – entstand sein Hauptwerk „Mimesis“, das erst 1946 in der Schweiz erscheinen konnte und weltweit als „Leuchtturm der Freiheit“ gefeiert wurde.

Auerbachs „Mimesis“ ist eine Art roter Faden durch Göriz' Roman. Nicht nur Lee ist fasziniert von diesem Werk, auch ihre Großmutter, die in die USA ging und dort, am Bard College in New York, wo übrigens auch Göriz selbst lehrte, Professorin wurde und Hannah Arendt kennenlernte.

Noch einer erweist sich als Jünger des großen Auerbach: Georg Nau-



Nach Istanbul führt der Roman „Die Sprache der Sonne“.

FOTO: DPA

mann, die zweite fiktive Hauptfigur des historischen Erzählstrangs. Er war gleichfalls in die Türkei geflohen; ein abgebrochener österreichischer Orientalistik-Student mit großdeutschen Tendenzen, der sich im Ersten Weltkrieg freiwillig zu den deutschen Fahnen meldet und schwer verwundet wird, zeitweilig exzessiv ins Berliner Nachtleben taucht und – als Homosexueller – in die Fänge des nationalsozialistischen Geheimdienstes gerät.

In dessen Auftrag ist er daher als Journalist für das Büro des „Völkischen Beobachters“ in Istanbul unterwegs. Er soll deutsche Intellektuelle aushorchen und nach Berlin berichten. Was er zunehmend weniger eifrig

tut: vor allem, weil er dem NS-Regime die misstrauen beginnt, in dem er von ihm geliebten Stadt am Goldenen Horn in den Freundschaften mit Schriftstellern und Poeten schwelgt und gern rein seinen Sprachstudien nachginge.

Göriz' Roman ist eine faszinierend kunstvolle Collage aus Gegenwart und Vergangenheit, Extrakt aus Tagebüchern, Briefauszügen und erinnerten Gesprächen. Da Georg Naumann schon in seiner Jugend für Kemal Atatürk geschwärmt hat, bleibt es nicht aus, dass auch die Leserschaft mit dessen widersprüchlichen Maximen konfrontiert wird, während sich der Spion wider Willen immer stärker von ihm distanziert. Irgendwann veröffent-

licht Naumann unter Pseudonym sogar ein großes Essay, in dem er wagt, den Autokraten Atatürk mit Hitler zu vergleichen, was ihm Folter und Verfolgung einträgt.

Natürlich gibt es auch viele private Verstrickungen in diesem geschichtsträchtigen und gelegentlich ein wenig theorieelastigen Roman. Lee hat eine schwierige Beziehung zu ihrer Mutter, aus der eine glühende Amerikanerin und „Trumpfistin“ geworden ist, die mit ihrer eigenen Mutter, der Professorin Helen Bischoff, die ihrem Kind nicht einmal den Namen seines Vaters verraten will, nicht viel anfangen kann. Lee selbst führt ein kompliziertes Liebesleben, sie schwankt zwi-

schen Männern und Frauen, dem Journalismus und einer Universitätslaufbahn. Und sie hegt aufgrund ihrer Studien rund um die Biografie ihrer Großmutter den wohl nicht unbegründeten Verdacht, dass Georg Naumann, der sporadisch darin auftaucht, ihr Großvater ist.

Was den Titel dieses stellenweise so zart und lyrisch klingenden, fast immer aber auch als Führer durch das alte und unter Erdogan gefährlich auswachsende Istanbul zu lesenden Romans anbelangt, lohnt es sich, noch etwas nachzuhaken. Wollte doch Atatürk mit seiner 1928 begonnenen Sprachreform ein streng laizistisches Land erschaffen. In deren Verlauf trat die lateinische Schrift an die Stelle des arabischen Alphabets, und eine eigens gegründete Türkische Sprachgesellschaft sollte tausende Lehnwörter tilgen, die arabischen und persischen Ursprungs waren, um sie durch Worte aus den türkischen Dialekten zu ersetzen. Sogar neue Vorsilben wurden der neuen Sprache implantiert, während die Zeitungen täglich zehn bis 20 „unliebsame“ Wörter abdruckten und die Leser aufforderten, Alternativen anzubieten. Nicht wenige Linguisten betrachteten deshalb Atatürks Sprachpurismus im Nachhinein mit großer Skepsis und beklagen, dass die meisten Türken das, was ihre Großeltern vor 1930 geschrieben hätten, nicht mehr lesen und verstehen könnten.

Warum Matthias Göriz seinen Roman „Sprache der Sonne“ nannte, ist somit ein bisschen unerfindlich. Zumal die „Sonnensprachtheorie“, die von 1935 bis 1938 als Staatsdoktrin galt und das Türkische – quasi als Gipfelpunkt der Reform – als „Mutter aller Sprachen“ sah, auf die pseudowissenschaftliche Schrift eines ansonsten weitgehend unbekanntes, in Wien tätigen Gelehrten namens Hermann Fedor Kvergic zurückgeht.

LESEZEICHEN

Matthias Göriz: „Die Sprache der Sonne“; C.H. Beck Verlag; 331 Seiten; 25 Euro.

LITERATURWELTEN

Bloch-Preisträgerin neu in der Friedenspreis-Jury

Zwei von neun Jurorenplätzen für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels sind neu besetzt: Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels hat die Journalistin, Schriftstellerin und Kulturwissenschaftlerin Mithu M. Sanyal, die 2021 den Ludwigshafener Ernst-Bloch-Preis erhielt, und die Buchhändlerin Christiane Schulz-Rother in den Stiftungsrat des Friedenspreises berufen. Die neuen Juroren folgen auf Peter Dabrock und Felicitas von Lovenberg, teilte der Börsenverein in Frankfurt am Main mit.

Die 1971 in Düsseldorf geborene Mithu M. Sanyal setzt sich insbesondere mit den Themenfeldern Gender, Race und Postkolonialismus auseinander. Für ihren 2021 veröffentlichten Debütroman „Identität“ erhielt sie neben dem Ernst-Bloch-Preis auch den Literaturpreis Ruhr. Zuletzt erschien 2022 ihr Buch „Mithu Sanyal über Emily Brontë“. Christiane Schulz-Rother ist Buchhändlerin in Berlin. |epd

Barbra Streisand kündigt ihre Memoiren für November an

Sängerin, Schauspielerin und Regisseurin Barbra Streisand (80) will ihre Memoiren im November veröffentlichen. Sie sollen unter dem Titel „My Name Is Barbra“ am 7. November erscheinen. Nach Mitteilung des US-Verlags Viking Books wird Streisand unter anderem über ihre Freundschaft mit dem Schauspieler Marlon Brando und der Politikerin Madeleine Albright sowie über ihre Ehe mit dem Schauspieler James Brodin schreiben. |epd

SO ERREICHEN SIE UNS

IHR WOCHENENDE

Titelseite/Über Grenzen
Dr. Dagmar Gilcher
Die Seite mit dem Biber
Steffen Butz/Dr. Frank Pommer
Bibliothek
Susanne Schütz

Telefon: 0621 5902-302

Rätsel und Spiele, Im Garten, Tier und Mensch

Iris Rechner
Telefon: 0621 5902-305

Kurz vor dem Krieg

Raphaela Edelbauers Roman „Die Inkommensurablen“ spielt 1914 in Wien

VON GÜNTHER KEIL

Noch nie in seinem Leben hat Hans so viele Menschen gesehen, so viele Sprachen gehört. Er ist ein Pferdeknecht aus Tirol, kommt am 30. Juli 1914 mit dem Zug in Wien an und ist völlig überwältigt vom Treiben in der österreichisch-ungarischen Monarchie: Die Wiener Schriftstellerin Raphaella Edelbauer hat mit dieser Figur in „Die Inkommensurablen“ eine überzeugende Perspektive gewählt. Sie gibt ihr einen unverstellten Blick auf die Ereignisse.

Auf den Straßen fordern kriegsbegeisterte junge Männer die Generalmobilmachung: Nach dem Attentat von Sarajewo und seinen politischen Folgen steht Wien Kopf.

Hans will sich jedoch keineswegs freiwillig zum Kriegsdienst melden: Er sucht vielmehr die Psychoanalytikerin Helene Cheresch auf, von der er erstaunliche Dinge gelesen hat. Offenbar ist sie Experte für Parapsychologie. Da Hans glaubt, ins Denken an-



R. Edelbauer
FOTO: PICTURE ALLIANCE/ORF/ROMAN ZACHKIESLING

der Menschen blicken zu können, scheint Cheresch die richtige für ihn zu sein.

Es zeugt von großer Erzählkunst, wie Raphaella Edelbauer das Aufeinandertreffen von Hans und der Psychoanalytikerin beschreibt. Der Pferdeknecht hat noch nie eine so selbstbewusste, moderne Frau erblickt, die sich sogar tatsächlich für seine Fähigkeiten interessiert.

Kurz darauf trifft Hans auf eine weitere faszinierende Person: Klara, eine junge Feministin, die als eine der ersten Frauen an der Universität Wien im Fach Mathematik promovieren wird und ebenfalls Klientin bei Cheresch ist. Klara stellt Hans schließlich einen blassen jungen Mann vor – Adam, einen musisch begabten Adligen, der

wegen seltsamer Träume zur Psychoanalyse geht.

Innerhalb weniger Stunden entsteht eine verwirrende Vertrautheit zwischen diesen drei Figuren. Hans, Klara und Adam wirbeln gemeinsam durch Wien und besuchen düstere Lokalitäten im Untergrund. Hans lernt Prostituierte und Adelige kennen, Offiziere und Homosexuelle, Lumpenproletarier und Kriegsbegeisterte. Der Erste Weltkrieg rückt mit jeder Stunde näher, während das ungewöhnliche Trio von einer Kneipe zur nächsten stolpert, über Philosophie und Metaphysik diskutiert und eine magische Zeit miteinander verbringt.

Vor realem historischen Hintergrund entfaltet Raphaella Edelbauer virtuos ihre funkelnde Geschichte über drei junge Menschen, die sich der Kriegsbegeisterung entziehen und ihre Träume zu ergründen versuchen.

LESEZEICHEN

Raphaella Edelbauer: „Die Inkommensurablen“; Klett-Cotta; 352 Seiten; 25 Euro.

Gefährliche Liebschaften

Sofi Oksanens früherer Roman „Baby Jane“ ist jetzt auf Deutsch erschienen

VON SUSANNE SCHÜTZ

Sofi Oksanen schreibt Bücher, die an Grenzen gehen. Grenzen des Vorstellbaren und des Erträglichen. Jetzt liegt eine Neuerscheinung der Autorin aus Helsinki vor – ein frisch übersetztes Frühwerk.

Die Tochter einer Estin und eines Finnen schont ihre Leser nicht, drastisch geht es oft zu, gewalttätig, erschütternd. Die inzwischen 46-Jährige hat beispielsweise in ihrem dritten und nach wie vor aufrüttelndsten Roman „Fegefeuer“ (2008; auf Deutsch 2010 veröffentlicht) von den Gräueln erzählt, die Estinnen durch Russen erleiden mussten – in der Stalinzeit sowie in der Jetztzeit als Opfer von Zuhältern.

In ihrem 2022 auf Deutsch erschienenen aktuellsten Roman „Hundepark“ wiederum beschreibt sie, wie es Ukrainerinnen nach Ende der Sowjetunion erging – am Beispiel einer in Finnland als „Eizellenspenderin“ tätigen, ausgebeuteten Frau, die vom Op-

fer später zur Täterin wurde. Im Hintergrund steht auch hier Systemkritik, es geht um ukrainische Frauen, die sich als Weg aus der Armut auf die scheinbare Option „Leihmutterchaft“ einlassen.

Welche Gewalt Menschen einander antun können, interessiert Oksanen. Ebenso Gewalt gegen den eigenen Körper. So erzählt ihr auch autobiografisch grundiertes Debüt „Stalins Küche“ (2003; auf Deutsch 2012 erschienen) von Bulimie.

Jetzt ist neu auf Deutsch ihr zweiter Roman erschienen, der in Finnland bereits 2005 herauskam: „Baby Jane“, angesiedelt im Helsinki der Jahre 1995 bis 2002. Eine nicht unbedingt zuverlässige, lesbische Ich-Erzählerin, die unter Depressionen leidet, berichtet darin von ihrer großen Liebe: Diese Lederjackettbewehrte Pikki wird zunächst als radikal selbstbewusst charakterisiert, leidet jedoch unter sich verschlimmernden Angststörungen. So wird es ihr unmöglich, die Wohnung zu verlassen. Eine frühere Ge-



Sofi Oksanen
FOTO: DPA

liebe kauft für sie ein, wäscht ihre Kleidung, was der Ich-Erzählerin mehr und mehr zu schaffen macht – und sie zu radikalen Schritten bewegt.

„Baby Jane“ ist eine Krankheitsgeschichte, die sich ein wenig im Kreis dreht, mehr befremdet denn betroffen macht: Es fällt schwer, sich auf die Figuren einzulassen und ihr Leiden nachvollziehen zu können. Auch sprachlich überzeugt „Baby Jane“ nicht vollends. Oksanen hatte ihre literarische Stimme erst noch finden müssen. Wer Oksanen erst entdecken möchte, sollte lieber zu „Hundepark“ und „Fegefeuer“ greifen.

LESEZEICHEN

Sofi Oksanen: „Baby Jane“; aus dem Finnischen von Angela Plöger; Kiepenheuer & Witsch; 224 Seiten; 22 Euro.

Eine fintenreiche Reise ins Innere

Der Schweizer Autor Peter Stamm lässt in seinem neuen Roman „In einer dunkelblauen Stunde“ ein Filmteam eine Schriftstellerseele erkunden

VON PETER MÖHR

„Was wäre, wenn ich das Ich im Roman wäre? Würde es das Buch besser oder schlechter machen?“, fragte der Schweizer Schriftsteller Peter Stamm kürzlich im Gespräch mit der Schweizer Zeitung „Blick“. In seinem neuen Roman „In einer dunkelblauen Stunde“ geht es um einen in Paris lebenden Schweizer Schriftsteller, der sich bei der Entstehung eines neuen Romans von einem Filmteam begleiten lässt. Tatsächlich ist auch zu Peter Stamms 60. Geburtstag am 18. Januar ein Filmporträt über ihn mit dem Titel „Wechselspiel – wenn Peter Stamm schreibt“ entstanden.

Sein Buch wiederum ist alles andere als eine faktenbasierte Dokumentation. Mehr Spiegelungen, mehr Jonglieren mit Meta-Ebenen, mehr Reflexionen über das Gegenüber und mehr zerfleischende Selbstreflexionen geht kaum. Peter Stamm spielt gekonnt mit den Fragen: Was ist Realität? Was ist Imagination?

„Schreib eine Geschichte über mich“, lautete schon einer der zen-

tralen Sätze in Peter Stamms 1998 erschienenem und dann später verfilmten Debütroman „Agnes“ (1998). Nun schickt er in seinem neuen Roman das Filmteam Andrea und Tom, das privat wie beruflich in einer komplizierten Beziehung steckt, auf die Spuren des in Paris lebenden Schriftstellers Richard Wechsler. In der Seine-Metropole begleiten die beiden ihn mit Kamera und Mikro, dann begeben sich die „Filmer“ in Wechslers kleinen Geburtsort in der Schweiz, recherchieren, stoßen aber auf mehr Fragen als Antworten. „Ich weiß manchmal nicht mehr, was mir wirklich passiert ist und was ich erfunden habe“, sagt ihnen der Schriftsteller.

Ein zentrales Sujet in diesem kunstvoll arrangierten Roman ist die Diskrepanz zwischen Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung. Stamm lässt seinen Protagonisten bewusst falsche Fährten legen. „Ich glaube, sagte Wechsler, ich habe mir von diesem Film versprochen, etwas über mich selbst zu erfahren durch ihren Blick auf mich.“ In diesen Kon-

text passt auch das kunstvoll verfilmte Porträtbild von Peter Stamm, das das Cover des Buches ziert – angefertigt von Anke Dobrauer, Professorin für Malerei und

Grafik an der Akademie der Bildenden Künste München.

Nicht nur Schriftsteller Wechsler befindet sich auf einer inneren Selbsterkundungstour, auch die bei-



Schreibt er über sich selbst? Peter Stamm. FOTO: IMAGO-IMAGES/VIADATA/HOLGER JOHN

den Filmemacher Andrea und Tom geraten bei ihrer Arbeit auf emotionale Abwege, und dann taucht auch noch die wankelmütige Judith auf, die Pfarrerin aus dem Schweizer Heimatort. War sie Wechslers unerfüllte Jugendliebe? Oder haben wir es auch hier wieder mit einem komplizierten Verwirrspiel zu tun?

Der Name Wechsler hat programmatischen Charakter – chamäleonartig pendelt die Figur zwischen Jovialität und Arroganz, zwischen Selbstmitleid und Größenwahn: „Vergessen sie alles, was ich gestern gesagt habe.“ Die arrangierte Künstlerexistenz erinnert ein wenig an die gedankenschweren Flaneure von Peter Handke und Patrick Modiano. Wechsler schwadroniert über Musik ohne Töne und Filme ohne Bilder und behauptet über seine eigene künstlerische Arbeit: „Ich spüre, wie der Text mir nicht nur eine Leistung aberlangt, sondern ein Opfer.“

Der kreative künstlerische Prozess, der komplizierte Versuch einer Annäherung an einen Künstler, der sein Künstlertum beinahe exzessiv aus-

lebt, und die effektvolle Selbstinszenierung des Schriftstellers stehen hier nebeneinander und werden erzählerisch überblendet. Peter Stamm schickt den Leser durch ein von Selbstironie, Spiegelungen und Selbstreflexionen geprägtes anspruchsvolles Handlungs-Labyrinth.

„Mein Ziel ist es, mich immer mehr zurückzuziehen, immer stiller zu werden und schließlich ganz zu verstummen, mein letztes Werk wird das Schweigen sein, ein heiteres Schweigen wohl gemerkt“, behauptet Protagonist Wechsler am Ende des Romans.

Die große Kunst besteht darin, dass Peter Stamm es schafft, dieses erzählerisch höchst ambitionierte Projekt mit leichter Hand herunterzuschreiben: schwere Gedankenkost federleicht zubereitet. Noch nie hat Stamm gleichzeitig so tief Sinn und humorvoll erzählt.

LESEZEICHEN

Peter Stamm: „In einer dunkelblauen Stunde“; S. Fischer Verlag; 252 Seiten; 24 Euro.